



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schießt, wissen unsre Leser längst; wozu also erst noch Titel aufzählen und vor Büchern warnen, die jeder Mensch, der nicht bloß zum jämmerlichsten Studentotschlag liest, wegwirft, ehe er auf der dritten Seite angelangt ist? Wenn von Überproduktion in der Litteratur die Rede ist, sollte nie vergessen werden, daß diese Überproduktion wahrhaftig nicht in einem Überschuß schöpferischen Vermögens und poetischer Kraft ihre Ursache hat.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Nord=Ostseekanal. Ein großartiges Werk, worin sich ein Stück unsers nationalen Lebens und Strebens verkörpert, und das ohne Zweifel vielen Geschlechtern unsrer Nachkommen Segen bringen wird, wirkt auf den Blick des patriotischen Beschauers gleich einer erquickenden Dase in unsrer stürmischen Wüste unfruchtbaren Parteizänks und einer fast nicht minder unfruchtbaren Gesetzgeberei. Daher heißen wir eine Schrift, die uns ein solches Werk, das größte von allen, deren wir uns rühmen können, vor Augen stellt, willkommen. Wir meinen die Schrift: Der Nord=Ostseekanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Von C. Bescke. Mit drei Karten, sowie zahlreichen Skizzen, Tabellen und graphischen Darstellungen. (Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1893.) Besonders anziehend sind die zwei großen, klar und kräftig ausgeführten Karten, die den Nord=Ostseeverkehr und die Strandungen an der dänischen Küste darstellen.

Die Postagenten. Der Abgeordnete von der Schulenburg (konservativ) hat in einer Reichstagsitzung im März d. J. eine Angelegenheit zur Sprache gebracht, die allgemeinen Interesse beansprucht. Sie betrifft eine wunde Seite unsrer sonst mit Recht vielgerühmten deutschen Reichspost.

Ein sehr großer Teil unsers Postbetriebes liegt in den Händen von „Postagenten“, den Vorstehern der kleinen Postanstalten auf dem platten Lande und in den kleinen Orten. Die Zahl solcher kleinen Postanstalten, der „Postagenturen“, hat sich seit einigen Jahren sehr vergrößert, sodaß sie bereits die der Postämter überholt hat.*)

Eine Postagentur hat außer dem Postagenten keinen andern Beamten, abgesehen etwa von einem Briesträger und einem oder mehreren Landbriesträgern. Die amtliche Stellung dieser Postagenten ist sehr eigentümlich. Ein Postagent ist — wenigstens in der Regel — von Haus aus kein Postbeamter. Wenn irgendwo eine Postagentur eingerichtet werden soll, so sieht sich die Postverwaltung in der betreffenden Ortschaft nach einer Persönlichkeit um, die sich für die Verwaltung dieser Agentur zu eignen scheint. Geordnete Verhältnisse, gute Volksschulbildung und eine Beschäftigung, die sich zur Not mit der eines Postagenten verträgt, z. B. die betreffende Persönlichkeit ans Haus bindet, das sind neben den sonstigen An-

*) Diese und die folgenden Angaben stützen sich namentlich auf Verhältnisse, wie sie uns in der Provinz Schleswig-Holstein bekannt geworden sind; nach der Interpellation im Reichstage darf aber angenommen werden, daß die Angaben allgemeine Gültigkeit haben.

forderungen, die man an einen ehrenwerten Staatsbürger stellt, die Eigenschaften, die den Träger zur Übernahme einer Postagentur geeignet erscheinen lassen.

Zur Einrichtung der Agentur wird nun ein anderer Postbeamter, meist ein Postassistent geschickt, der so lange die Geschäfte zu verrichten und dabei den Agenten anzuweisen hat, bis dieser selbst dazu imstande ist. Das dauert Wochen, und wenn mit der Agentur zugleich Telegraphie verbunden ist, wie es meist der Fall ist, so dauert es Monate.

Die Postagenten sind nun Reichsbeamte, aber doch auch wieder nicht, sie werden mit dreimonatlicher Kündigung angestellt und sind nicht pensionsberechtigt. In Bezug auf die monatliche Abrechnung sind sie dem nächsten Postamte unterstellt. Im übrigen haben sie vollständigen Postbetrieb, sodaß sie dem Publikum gegenüber alle postdienstlichen Geschäfte ebenso vollständig erledigen können, wie es auf einem größeren Postamte geschieht.

Die täglichen „Dienststunden“ der Postagenten umfassen einen Zeitraum von sechs Stunden, sie verlangen allerdings währenddessen für gewöhnlich keine ununterbrochene Thätigkeit, sodaß der Agent auch hin und wieder Zeit findet, andre, außerpostdienstliche Geschäfte zu verrichten. Dafür kommt es aber häufig vor, daß seine Zeit außerhalb der Dienststunden durch Postgeschäfte in Anspruch genommen wird. Dies gilt namentlich von den größeren Agenturen, bei denen täglich drei und vier Posten ankommen und ebenso viele abgehen.

Die Verantwortung für die vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Postgeschäfte (einschließlich des Depeschenverkehrs), des Brief-, Packet- und Zeitungsverkehrs, des Postanweisungsverkehrs, der Vermittlung sonstiger Wertsendungen, des Abganges der Posten u. s. w., trägt der Postagent. In Bezug auf den direkten Bargeldverkehr, also namentlich den Postanweisungsverkehr, besteht allerdings die Vorschrift, daß der Kassenbarbetrag einer Postagentur nicht über sechshundert Mark betragen darf, und daß ein Mehr an das zustehende Postamt abgeführt werden muß. Aber einerseits läßt sich diese Abführung nicht immer sofort bemerkstelligen, da doch nicht selten Postanweisungsbeträge eingeliefert werden, die die Höhe von sechshundert Mark überschreiten, und andererseits kommen noch viel größere Summen in Geldbriefen oder andern deklarirten Barsendungen in die Hände des Postagenten. Für alles das trägt der Postagent die volle Verantwortung.

Und für diese durchschnittlich etwa fünf- bis sechsstündige tägliche Arbeit eines mit guter Volksschulbildung ausgerüsteten Mannes, der die nötigen Postfachkenntnisse (einschließlich der Kenntnis des Telegraphirens) erst hat erlernen müssen, der in Hinsicht auf vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Post- (und Telegraphen-) Geschäfte und in Hinsicht auf die anvertrauten Geldbeträge eine so hohe Verantwortung trägt, der ferner ein geeignetes Postdienstzimmer ohne Extravergütung hergeben muß, der auch für Schreibutensilien keine Vergütung bekommt, zahlt die Postverwaltung einen jährlichen Gehalt von durchschnittlich 400 bis 450 Mark!

Noch ein Umstand kommt in Betracht. In der Regel sind bei einer Postagentur ein oder mehrere Landbriefträger, auch wohl Postboten beschäftigt, die — wenigstens die fest angestellten Landbriefträger — einen jährlichen durchschnittlichen Gehalt von etwa 800 Mark haben. Der Postagent ist diesen Unterbeamten gegenüber Vorgesetzter, hat eine viel verantwortlichere Stellung, sein Dienst erfordert viel mehr geistige Arbeit und ist in vielen Fällen nicht kürzer, aber — sein Gehalt ist geringer als der jener Unterbeamten! Daß insolge dieser schiefen

Stellung der Postagenten die Subordination vielfach leiden muß, und zwar auf Kosten des Postbetriebes, ist doch klar.

Zur Rechtfertigung unsrer Postverwaltung läßt sich ja anführen, daß sich trotz der geringen Vergütung stets geeignete Kräfte zur Genüge anbieten; aber von einem andern Standpunkte muß man doch sagen, daß unsre Reichspostverwaltung bei ihren jährlichen Überschüssen nicht nötig hätte, in solcher Weise ihren Beamten gegenüber — und die Postagenten sind ihre Beamten — mit dem Gehalt zu kargen.

Die Interpellation des Abgeordneten von der Schulenburg, betreffend die Erhöhung des Gehaltes der Postagenten, hat daher in den weitesten Kreisen Zustimmung gefunden, und die Erklärung des Staatssekretärs v. Stephan, daß er mit der Erhöhung einverstanden sei, falls sie im Einverständnis mit der Finanzverwaltung geschehen könnte, hat wohl allgemeine Befriedigung hervorgerufen.

Christentum und Staat. Im Verlage der Wochenschrift „Die christliche Welt“ erscheinen jetzt auch „Hefte zur Christlichen Welt,“ von denen besonders das neunte unser Interesse erregt, weil es einen auch von uns wiederholt beleuchteten Gegenstand, und zwar ganz in unserm Sinne behandelt. Es ist betitelt: Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893.) Die Veranlassung zu der Schrift hat das bekannte konservative Programm vom 8. Dezember 1892 gegeben. Der Verfasser erörtert im ersten Abschnitt den Begriff des christlichen Staates und kritisiert dann im zweiten von dem gewonnenen Standpunkte aus die einzelnen Forderungen des Programms. Am Schluß jedes Abschnitts wird das Ergebnis in einigen kurzen Sätzen zusammengefaßt. Die erste Hälfte des Endergebnisses des ersten Teils lautet: „Der »christliche Staat« ist eine *contradictio in adjecto*, denn Christentum und Staat sind grundsätzlich verschieden. Der Staat mit seinem Rechtszwange, seiner Beschränktheit und seiner Außerlichkeit kann niemals zu einer Form echt christlichen Lebens werden. Die Forderung eines christlichen Staates ist zu bekämpfen, damit dem Staate seine selbständige Bedeutung gewahrt und damit die Gemeinde Christi vor Verstaatlichung verschont bleibe. Das Ziel des Staates ist lediglich die äußere Wohlfahrt seiner Bürger. Der Staat hat aber bei seiner Gesetzgebung und Verwaltung auf die christliche Art des Volkes Rücksicht zu nehmen.“ Würdte die treffliche, klar und fesselnd geschriebne Broschüre in den weitesten und namentlich in den maßgebenden Kreisen Beachtung finden!

Vom Gemüte. Was ist der Mensch? Wenn wir auf die jetzt herrschenden Meinungen horchen — nach der einen ein Naturprodukt, nach der andern ein Glied des Staates, nach beiden seinem Werte nach ein Nichts und seinem Schicksal nach ein Opfer für Zwecke, die ihn nichts angehen. Beide betrügen ihn. Der Naturalismus lockt ihn mit einer Aussicht auf Sinnengenuss, die sich für die Masse desto weniger verwirklichen läßt, je mehr der Naturalismus zur Herrschaft gelangt, und der Staat verspricht den Menschen zu versittlichen, macht ihn aber mit seinen Zwangsmitteln täglich verlogner und böshafter. Schließlich verbünden sich beide Mächte, die große Masse als Fabrikrohstoff und Kanonensutter zu verwenden, während sie der herrschenden Minderheit eine Lage sichern, wo sich das pessimistische Ergebnis der Weltentwicklung, in milder Wehmut und mit dem Aroma einer echten Havana genossen, schon ertragen läßt.

In dem Gesurr und Geschnurr der natürlichen und der künstlichen Maschinen nun, die den zweibeinigen Wurm täglich zermalmen, in dem Gesnarr und Geschnaurz der Staatsgewaltigen, die ihn mit ihrem „du sollst!“ und „du sollst nicht!“ hin und her schrecken, irren immer noch einige Philosophen mit der Diogeneslaterne umher, den verloren gegangnen Menschen zu suchen. Zwei recht liebenswürdigen Menschenuchern sind wir dieser Tage begegnet. Hugo Delff, der vom Bruder Eckhard und andern Mystikern herkommt, erzählt uns in seiner Philosophie des Gemüts (Husum, C. F. Delff, 1893) etwa folgendes. Die Philosophie ist Anwendung der Vernunft, die Vernunft aber Thätigkeit des Gemüts, das in dieser Thätigkeit sein eignes Wesen: Güte, Wahrheit und Schönheit inne wird und diese Ideen aus seiner eignen Tiefe herauserschöpfend und ins Licht der bewußten Betrachtung bringend das Äußere aus dem Innern erklärt. In den Individualgeistern den absoluten Geist suchend, findet die Vernunft Gott als das ewige Urmüth, als die „lebendige Allmüthigkeit,“ als „die lebendige Macht des Idealen.“ Religion ist demnach „das Urphänomen des Gemüts,“ und Philosophie im Grunde genommen nichts andres als durch Nachdenken über ihre Natur ins klare gekommene Religion. Daher ist auch wirkliche Sittlichkeit ohne Religion nicht denkbar. Denn nur der ist wahrhaft sittlich, der das Gute als sein ihm mit Gott gemeinsames eigentliches Wesen erkannt hat. Einem bloßen äußerlichen „du sollst,“ dem Machtgebote des starren Gesetzes gegenüber wäre der Titanentrog gerechtfertigt; Prometheus und Faust sind dem edeln Menschen sympathischer als ein Pharisäer. Die Ausführung dieses Systems enthält viele glückliche Gedanken, z. B., daß, wenn es eine Hölle gäbe, die Teufel sich in ihrem Schwefelfeuer als in ihrem Elemente wohl fühlen würden, und daß das Gute zwar auch ohne das Schöne, die ihm zukommende Erscheinungsform, seinen Wert behält, das Schöne für sich allein aber, ohne seinen Inhalt, der im Guten besteht, als bloße Form leer, und nicht bloß wertlos, sondern als Erreger sinnlicher Leidenschaft gefährlich ist. Bedauerlicherweise hat sich die berechnigte Mystik des Verfassers neuerdings in die unberechnigte der Spiritisten verirrt; der Auhang, in dem die Entstehung von ätherischen und Astralleibern erklärt werden soll, wird ein ungünstiges Vorurteil gegen das Buch erwecken und wäre besser weggeblieben.

Dem Verfasser verwandt bei aller Verschiedenheit der Methode ist Dr. Max Diez, der sich an Kant, Schiller und Hegel anlehnt. Fest im Idealismus gegründet, lehrt seine (bei Fr. Frommann in Stuttgart 1892) erschienene Theorie des Gefühls zur Begründung der Ästhetik, daß die Kunst das Ideal des Gefühls sei, wie die Wissenschaft das des Denkens und die Sittlichkeit das des Willens,*) und daß im Schönen das Gute und das Wahre genossen werde. Als Schönes aber in diesem höhern Sinne läßt er nicht schon die leere schöne Form gelten, sondern nur das Erhabne und das Anmutige. „In der freien Bewegung des Erhabnen spüre ich das Sittliche als wirkliche Kraft, als Leben in mir“; im Anmutigen, in dem freundlichen, liebevollen Hineinschmiegen des einen Geistes in einen andern, werde das sittliche Streben als befriedigt empfunden. Nicht um tote Abstraktionen ist es dem Verfasser zu thun; „die Ästhetik soll ihre Thore weit aufmachen für das, was den Künstler zum Künstler macht, das Leben, das Lebensgefühl.“ Echte Kunst steht ihm immer in innigster Verbindung und Wechselwirkung einerseits mit dem Leben der Gegenwart, andererseits mit der echten Philosophie.

*) Auf eine Kritik der ansehbaren Ausdrucksweise, statt des Schönen, Wahren und Guten die Kunst, die Wissenschaft und die Sittlichkeit als Ideale zu bezeichnen, lassen wir uns nicht ein.

„Richard Wagner atmet Schopenhauer und Gabriel May Spiritismus wie Uhde Sozialismus. . . . Es gäbe keine Philosophie Schellings und Hegels ohne die Dichtung Goethes und Schillers und keine Dichtung Goethes und Schillers ohne die Philosophie Rousseaus.“ Bei der innigen Verbindung, in die der Verfasser die drei großen Ideen bringt, erweitert sich seine Begründung der Ästhetik zu einem System der Philosophie.

Wer war Franz Schubert? Im Jahre 1817 erhielt die Buch- und Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig aus Wien von einem gewissen Franz Schubert eine Komposition von Goethes Erbkönig zum Druck und Verlag angeboten. Aus Wien? Von Franz Schubert? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Franz Schubert lebte ja in Dresden, er war dort wohlbestallter „königlicher Kirchenkompositeur,“ ein würdiger Mann von neunundvierzig Jahren, wie hätte der auf solche Allotria verfallen sollen? Die Verlags-handlung schickte diesem also das Manuskript zu und bat um Aufklärung. Darauf erhielt sie folgende Antwort:

Ich muß Ihnen melden, daß ich vor ohngefähr zehn Tagen einen von Ihnen mir schätzbaren Brief erhalten, wo mir Dieselben ein von mir sein sollendes Manuskript, der Erbkönig von Goethe, überschieden. Zu meinem größten Erstaunen melde ich, daß diese Kantate niemals von mir componirt worden. Ich werde selbige in meiner Verwahrung behalten, um etwan zu erfahren, wer dergleichen Nachwerk an Ihnen auf eine so unhöfliche Art übersendet hat, und um auch den Padron zu entdecken, der meinen Namen so gemißbraucht. Übrigens bin ich Ihnen für Dero gütige Übersendung freundschaftlich verbunden und verbleibe mit vollkommener Hochachtung u. s. w.

Ob die Verlags-handlung darauf das „Nachwerk“ zurückgefördert und doch gedruckt hat, davon schweigt die Geschichte. Jedenfalls kennt den königlich sächsischen Hofkompositeur keine Menschenseele mehr, und sein junger, damals noch unbekannter Wiener Namensvetter zählt zu den größten Genien der Menschheit.

Wir entnahmen diese köstliche, bisher unbekannte Anekdote einem Aufsatze, den Max Friedländer, der unermüdbliche Forscher über Schuberts Leben und Werke, in dem neuesten Hefte der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft veröffentlicht hat: „Fälschungen in Schuberts Liedern.“ Der Verfasser deckt dort auf, in welchem Umfange sich teils Sänger, teils Herausgeber an Schuberts Liedern versündigt haben. Unter den Sängern war es namentlich Vogl, der eine Menge der Schubertschen Lieder mit Schleifern, Doppelschlägen, Trillern und Rouladen versehen hat, mit denen sie dann auch gedruckt und jahrzehntelang immer wieder nachgedruckt worden sind. Unter den Herausgebern aber war der ärgste Sünder Diabelli. Er hat — es ist fast unglaublich, und doch weiß es Friedländer nach — eine ganze Reihe von Schubertschen Liedern, wie „Füllest wieder Busch und Thal,“ „D gieb vom weichen Pfähle“ u. a., mit Einleitungen versehen von solcher Trivialität, daß es eigentlich unbegreiflich ist, wie das bis jetzt hat unbemerkt bleiben können.

Schade, daß Friedländer seine wichtigen Entdeckungen nicht etwas annütiger vorträgt. Gleich auf der ersten Seite schreibt er folgende Sätze: „In der deutschen Litteratur haben wir ein ganz ähnliches Beispiel von starker Willkür seitens (!) des berufenen (?) Herausgebers erlebt (!): die Umarbeitung und Stilisirung der Hölty'schen Oden durch Vogl. Ein volles Säkulum (!) verging, ehe die richtige Form von Hölty's Dichtungen zur Wiederherstellung kam“ (!). Und der häßlichen, leider

immer mehr umfichgreifenden Ansitze, die in Zusammensetzungen wie Goethelieder, Lisztbriefe, Dürerzeichnungen und ähnlichem liegt, ist er mit Haut und Haaren verfallen; er spricht nicht bloß von Schubertausgaben, Schubertsammlungen, Schubertdrucken, Schuberttherausgebern und Schubertfreunden, sondern sogar von Schubertdichtern; das sollen Dichter sein, von denen Schubert Liedertexte komponirt hat. Über nichts sollte schöner geschrieben werden, als über Kunst. Aber wie geht diese Fähigkeit verloren!

Wir benutzen übrigens diese Gelegenheit, unsre Leser einmal auf die Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft aufmerksam zu machen. Sie ist freilich eine rein fachwissenschaftliche Zeitschrift; aber sie bringt doch kein Heft, das nicht irgend etwas enthielte, was auch für die weitem Kreise aller ernstern Musikkreunde von Interesse wäre. So findet sich gleich in dem vorliegenden Heft noch ein zweiter höchst anziehender Aufsatz, den nur wenige hier vermuten werden: ein Aufsatz von Karl Scherer über die Jugendzeit der berühmten Sängerin Gertrud Elisabeth Schmeling (später Mara), namentlich über ihren Aufenthalt in Leipzig. Er ist geschrieben auf Grund einer größern Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Raspe's, die auf der ständischen Bibliothek in Kassel aufbewahrt werden, und bringt eine Fülle neuer Nachrichten über die vielgefeierte junge Künstlerin. Namentlich wer sich für den „jungen Goethe“ und die Personen, mit denen dieser in Berührung gekommen ist, interessirt, darf den Aufsatz nicht ungelesen lassen.



Litteratur

Die Philosophie der Geschichte. Von R. Kocholl. Zweiter Band. Der positive Aufbau. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893

Die göttliche Komödie des neunzehnten Jahrhunderts! Zwar nicht in Terzinen, aber in der bilderreichen, von Begeisterung durchglühten, aphoristischen und darum hie und da ein wenig dunkeln Sprache des Propheten entrollt uns der Verfasser das Drama der Menschheit vom biblischen Standpunkte aus. Aber nicht etwa mit der Willkür apokalyptischer Träumer, sondern nach der Methode des gewissenhaften Gelehrten. Es ist, wie S. 598 gezeigt wird, die Methode Leverriers. Die Störungen, die dieser in den Bahnen einer gewissen Gruppe von Gestirnen beobachtete, führte ihn zu der Annahme, es müsse dort ein noch unentdecktes Gestirn vorhanden sein, das diese Störungen bewirke. Er berechnete, wie sich bei dieser Annahme die übrigen Gestirne verhalten müßten, und das Ergebnis stimmte mit ihrem wirklichen Verhalten überein. An der herausgerechneten Stelle fand dann Galilei den Planeten. „Ähnlich haben wir von Anbeginn das in der Geschichte der Menschheit und ihrer kosmischen Umhüllung uns entgegentretende Irrrationale, wir haben die Bildungen wie die Mißbildungen und Störungen im regelmäßigen Ablauf auf eine aus ihnen selbst unerklärliche Ursache zurückzuführen uns genötigt gesehen. Wir haben ebenso auf den Eintritt eines uns verhüllten Faktors für die Erklärung hindeuten müssen. Wir haben den ethnologischen Ort innerhalb der Geschichte bezeichnen können, an welchem dieser Faktor gesucht werden müsse, wenn jene Störungen und Mißbildungen innerhalb des Geschichtszuges erklärt werden sollen. . . . Wir vertrauten uns dann den Thatfachen an, die uns die Kirche entgegenbrachte. Wir thaten es »wie zur Probe.« Und wir fanden